

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

251 (28.10.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr.43

Das Haus des Schreckens.

Eine wahre Geschichte in Anknüpfung an den Jenaer Parteitag.
Von Friedrich Thieme.

(Nachdr. verb.)

Bekanntlich veröffentlichte der Simplicissimus kürzlich folgende karrikaturistische Postkarte:

„Lieber Simplicissimus! Der stud. jur. et cam. Freiherr v. Boden, der sich während der Ferien auf seinem väterlichen Landhause aufhält, fragt bei der Wirtin, bei der er im vergangenen Semester in Jena gewohnt hatte, brieflich an, ob sie ihm sein möbliertes Zimmer auch für das Winterhalbjahr wieder reservieren könne. Die Alte antwortet sofort in bejahendem Sinne und bemerkt am Schluß ihres Schreibens stolz, daß sogar ein Reichstagsabgeordneter während des Parteitages in dem Zimmer gewohnt habe, worauf sie andern Tages folgendes Telegramm erhält: Verzichte — anderweitig vermieten. v. Boden.“

Diese Mitteilung wird vielfach als Satire aufgefaßt, als ein ironischer Witz des Simplicissimus — auch ich weiß nicht, ob ihr eine Tatsache zugrunde liegt, aber das muß ich sagen: Der junge Mann hat recht! Wenn Sie erst hören, was einem Studenten der Theologie passiert ist, der die entsetzliche Arbeit beug, trotz aller Warnungen ein so verheerendes Logis zu mieten und einige Tage und Nächte darin zubringen, so werden Sie, verehrter Leser, nicht mehr über diesen Herrn v. Boden die Nase rümpfen, sondern seine Klugheit preisen und seine Vorsicht nachahmen.

Jener Student der Theologie — ich nenne ihn Theophil Lämmchen — bewohnte während des Sommersemesters ein elegantes Zimmer in einem ganz neuen Hause der Westvorstadt mit prächtiger Aussicht auf die Berge. Das Zimmer war zum ersten Male vermietet, alles war neu darin, die Möbel, die Bilder, die Tapeten, die Platen, die Ausstattung der Decke. Und gerade für einen Theologen erwies es sich als außerordentlich geeignet, denn eines der gang nen aus dem fünfzigjährigen Bazar bezogenen Gemälde stellte eine Straße vor und die Ausstattung an der Decke verbildlichte inmitten eines Stranzes aus weißen Rosen einen wohlbeleibten Pöbelmenschen mit lächelndem Antlitz. Unserem Theophil Lämmchen hatte es auch sehr gut in dem Zimmer gefallen, er schloß bei seiner Abreise in die Ferien sofort für das Wintersemester ab und kehrte sobald als möglich wieder zurück, weil es ihm in seiner Wohnung zu Jena besser gefiel als dasjenige bei seinem Vater, dem Landpastor, in seiner Dachstube mit der Aussicht auf die Seele der Landwirtschaf.

Zu seinem Entsetzen sah er sich bei seiner Ankunft am Bahnhof von sechs in tiefe Trauer gekleideten Männern mit finstlich-frommen Physiognomien empfangen, die ihn sofort in die Mitte nahmen und sodann die Nationalhymne anstimmten.

„Was bedeutet denn das?“ fragte Theophil Lämmchen bestürzt.

„Verzeihen Sie, verehrter Herr — wir sind Mitglieder des akademischen Reinigungsvereins, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Stadt Jena nach der Beendigung des sozialistischen Parteitages wieder wohnlich und sauber zu machen. Unser Führer ist der Herr Reichsanwalt, welcher als einziger den Mut besaß, an der roten Triaperie der zur Beilegung der sozialistischen Abgeordneten aufgestellten Ehrenparade Anstoß zu nehmen.“

„Aber — ist denn ein — solcher Verein nötig?“

„Ja und ab, unbedingtes Erfordernis, wenn unsere arme Stadt an den Folgen dieser unehrerlichen und von einer entarteten Behörde unglücklicherweise gebuldeten Begebenheit nicht zugrunde gehen soll. Gleich nach dem Parteitag setzte ein Wetter ein, wie solches bis dato in Jena nicht gesehen worden und wie sich dessen die ältesten Leute nicht erinnern. Dabei greift eine neue Krankheit eine Art politisches Pflüma, um sich, dessen Entstehung unsere Mediziner durch die Verfeudung der Stadt mit dem Bazillus augustusbebius erklären. Außerdem treten seit dem Parteitage auch Mädel und Molkauf auf, die jungen Mädchen mit roten Kravatten hat sich verdreifacht, rote Strümpfe verdrängen die schwarzen mehr und mehr, die Landleute können nicht genug rote Mädel schaffen, rote Gräbe gehört zu den täglichen Mahlzeiten und in der Saale vermehren sich die roten Krabben rapid unter Verdrängung der harmlosen Weisfische und der duldsamen Karpfen. Selbst unter den Studenten, die doch bekanntlich mit der Polizei in so friedlicher Gemeinschaft leben, wie die Maultiere mit Adam und Eva im Paradies, macht sich eine bisher niemals beobachtete Neigung zu lärmenden Szenen und zur Amultung von Sicherheitsorganen bemerkbar. Wenn da nicht Einhalt geschieht, haben wir in wenigen Wochen die Revolution oder wenigstens einen Waffenstreik der jungen Mädchen, die sich nichts mehr weiß machen lassen wollen.“

„Das ist ja schrecklich,“ stöhnte Theophil. „Aber was wollen Sie denn von mir?“

„Hören Sie und fallen Sie auf die Nase! In Ihrem Zimmer hat während des Parteitages ein ultraroter Sozialdemokrat gewohnt — einer der berüchtigsten Führer und Reichstagsredner. Deshalb sind wir hier, Sie pflichtschuldigst vor der Wiederbeziehung des Zimmers zu warnen.“

Der arme Theophil Lämmchen machte ein sehr bedenkliches Gesicht und erklärte endlich, da es schon zu spät sei, sich nach einer anderen Wude umzusehen, so wolle er vorläufig in einem Hotel Wohnung nehmen.

„In einem Hotel?“ riefen die Herren erschrocken. „Im alles in der Welt nicht — in fast allen Hotels haben Logis gewohnt und in den anderen wenigstens verkehrt.“

„Aber wo soll ich denn dann hin? Ich kann doch bei dem Schwandwetter nicht im Freien logieren?“

„Sollen Sie auch nicht. Wir haben bis zur völligen Desinfizierung der Stadt ein Barackenlager auf dem Landgrafenberg eingerichtet, wo jedem der Jnsassen ein bagillenfrees Heubausen zur unentgeltlichen Verfügung steht. Auch die dort verabreichten Speisen und Getränke sind vollständig einwandfrei, da sie von der durch die Weisheit der altenburgischen Staatsregierung vor jeder Ansteckung bewahrten Leuchtenburg-Restaurierung bezogen werden.“

Da schüttelte Theophil den Kopf. Die Aussicht auf das Barackenlager konnte ihm nicht imponieren, Heubausen hatte er daheim gesehen, so entschied er sich nach längerem Hin- und Herreden zum großen Entsetzen der Mitglieder des Reinigungsvereins für seine alte Wude, nach der er die ganze Ferienzeit über eine so unbillbare Schmach empfunden hatte.

Die Männer machten drei Kreuze über ihn und meinten, er werde es schon bitter bereuen, aber entschlossen begab sich Theophil nach seiner alten Wohnung, die er stante pede mit seinem gesamten Inventar — das er unter dem Arme trug — bezog.

Natürlich sah er sich vor allen Dingen genau um, ob er etwas Ungehöriges bemerkt, leuchtete auch mit der Lampe unter das Bett und Sofa, ja sogar die Wände betrachtete er mit gerechtfertigtem Mißtrauen.

Nichts war zu sehen — nur als er bald darauf behaglich auf dem Kanapee lag und seine Pfeife schmauchte, wobei er nach alter Gewohnheit den Blick über die Wände an den Wänden schweifen ließ, nahm er zu seiner Verwunderung wahr, daß die schwarz-weiß-rote Fahne auf dem den Einzug der Truppen nach dem Siege im 1870 darstellenden Bilde sich während seiner Abwesenheit knallrot gefärbt hatte!

Erstrocken schaute er nach dem Bilde der alten Kirche, und siehe da — es war kaum mehr zu erkennen, ein ordentlicher Nebel lag darüber. Nun hob er den Blick zu dem Pöbelmenschen an der Decke empor; schien es nicht gar, als rinne dem kleinen Himmelsboten eine Träne über die roten Wangen?

Das sind sonderbare Phänomene, dachte erkrankend der Student — aber müde, wie er war, ging er zu Bett und sprach vor dem Einschlafen eine Verschönerungsformel, die von dem alten Schäfer seines Heimatdorfes, der mit Sympathie kurierte, gegen eine verheerete Stadt mit gutem Erfolg zur Anwendung gebracht worden war.

Auf einmal — der Regulator an der Wand verflüchtete eben die Mitternachtsstunde — erwachte er von einem seltsamen Geräusch. Er richtete sich halb auf und horchte, horchte angezerrt. Es klang wie eine ferne gedämpfte Musik. Was war das? Kein Zweifel, es kam von seinem Piano her, und eine eigenartige Melodie war es, die ihm bekannt und doch unbekannt erschien, bis er sich endlich darüber klar wurde, daß es die Marschmelodie war. Und plötzlich — er schrie plötzlich vor Entsetzen auf — öffnete sich mit lautem Krachen die Tür, und herein härmten in rasender Mut Massen von Arbeitern in blauen Blusen mit roten Jakobinerärmeln, mit Hinten, Säbeln, Feigebälgen, Knütteln und anderen Wordinstrumenten bemannet, die sie wild in der Luft schwingen.

„Was wollt Ihr hier?“ rief der Student voll Angst.

„Wir ziehen nach der Leuchtenburg, um die Republik zu proklamieren,“ schallte es aus hundert Röhren zurück.

Und in toller Jagd zog es an ihm vorüber. Als die Schar verschwunden war, machte sich ein feierlicher Zug schlicht gekleideter Männer, jeder mit einer roten Kelle geehrt; allen voran schritt Reichstagsabgeordneter Bode, den der Zimmerbewohner aus illustrierten Journalen kannte, eine rote Fahne in der Hand.

Langsam und schweigend marschierte der Zug an dem Lager des Studenten vorbei — dem armen Theophil ward ganz schwindlig zu Mute beim Anblick der düsternen Gestalten — endlich ermannte er sich nochmals und fragte wieder:

„Was tut Ihr hier?“

„Wir spuken,“ erwiderten mit dumpfer Stimme die Gestalten. „Wir sind die Abgeordneten des Jenaer Parteitages und werden fortfahren in allen Häusern, die wir bewohnt haben, zu spuken, bis die rote Republik proklamiert ist.“

„Schredlich!“ keuchte der Student. „Aber Ihr seid doch abgereist?“

„Woh! — aber unser Geist ist da, wo wir einmal geweilt haben, nicht wieder auszutreten. Es lebe die internationale Sozialdemokratie!“

Da schloß Theophil entsetzt die Augen und schlief ein.

Am andern Morgen fühlte er sich so seltsam wie noch nie. Während er sich wusch, erlachte er sich dabei, wie er die Marschmelodie pfiff, eine Karte an seine Eltern schrieb er unwillkürlich mit roter Tinte, als er am Universitätsgebäude vorüberging, kam ihm eine bei einem Studenten doch sonst unmerkliche Neigung zum Streifen an und mittags bestellte er sich Rotkraut und Poprikaschnitzel mit schöner roter Sauce. Als er Vorlesungen für das neue Semester auswählte, belegte er instinktiv diejenigen des Geschichtsprofessors über die französische Revolution, er kaufte sich ein rotes Taschentuch und trank sich schließlich einen roten Koff.

„Ich bin krank, ernstlich krank,“ sagte er am andern Morgen zu sich. „Ich weiß nicht, was mit mir ist.“ Sofort schickte er zum nächsten Arzt und dieser stellte nach kurzer Untersuchung eine Infektion mit dem Bazillus robespierricus fest. „Kein Zweifel, Ihr Zimmer ist infiziert,“ rief der Arzt außer sich. „Sehen Sie nur Ihren Teppich — er ist ja ganz rot durchdrängt und duftet nach Kaprika. Ich bin gewiß, Sie haben auch die übrigen Symptome. Versippen Sie nicht eine fast unbillbare Infektion, mir den Kopf abzuklagen?“

„Jawohl, Herr Doktor.“

„Da sehen Sie — nun versuchen Sie einmal zu singen: Ich bin ein Preuze, dann werden wir auf der Stelle sehen, woran wir sind.“

Theophil begann zu singen oder vielmehr zu lallen so gut er konnte, aber — unglückliche Berwirrung der Natur — obgleich er seiner Ansicht nach den Text des

feitsrechnungen nicht denkbar wären. Dennoch kann die Anwendung des Unendlichkeitsbegriffs nur als ein Hilfsmittel, man möchte fast sagen, als ein Kniff mathematischer Auslegung gelten, als undefinierbare, unbegrenzbare, unbegreifliche und doch existierende Einheit kann die Unendlichkeit an sich nicht als ein Mittel zur Förderung des Denkens angewandt werden und muß daher bei Streitfragen ausgeschieden werden, wenn sie nicht etwa durch irgend eine unmögliche Definition ihrer eigentlichen Bedeutung entkleidet wird. Immerhin kann keine Rede davon sein, daß der Unendlichkeitsbegriff trotz seiner Undefinierbarkeit angegeben werden könnte, weil er eben nicht nur für die theoretische, sondern auch für die in der Technik angewandte Mathematik eine unzerstörbare, fast hätten wir gesagt, unendliche Bedeutung erlangt hat. Unabsehblich würde sein Nutzen sogar verloren gehen, wenn es gelänge, die Unendlichkeit zu erfassen.

Physiologisches.

Kopfgöße und geistige Entwicklung. Die hohe Stirne, der große Schädel gilt uns noch immer als ein Zeichen der Intelligenz. Auf dieser populären Vorstellung aufbauend, haben eine Reihe von Gelehrten versucht, ob sich dieses Verhältnis durch Zahlen bestätigen und in bestimmte Formen prägen ließe. Dies glaubten verschiedene Forscher bejahen zu können. Die beiden Mä n c h e r Verzte Dr. Könenfeld und Oberstabsarzt Dr. Gerich haben nun ausgedehnte Nachprüfungen an 935 Soldaten und 300 Einjährigen, 312 Schülern und 207 Sektionen gemacht, um die Frage auf Grund eigener Beobachtungen zu beantworten. Es wurde außer Körpergröße und Kopfumfang auch das Körpergewicht und der Brustumfang gemessen und schließlich auch das geistige Verhalten der Individuen berücksichtigt. Letzteres besonders, um zu sehen, ob wirklich zwischen Gehirnumfang und Körpergröße eine Parallellität bestehe. Dabei ergaben sich nun, wie aus den Veröffentlichungen dieser Untersuchungen in einer (bei F. F. Bergmann, Wiesbaden, erschienenen) Broschüre „Ueber die Beziehungen des Kopfumfanges zur Körpergröße und zur geistigen Entwicklung“ zu entnehmen ist, daß irgend eine konstante Beziehung zwischen Kopfumfang und Körpergröße nicht existiert. Bei 160 und 180 Zentimeter Körpergröße, also 20 Zentimeter Unterschied, findet sich der gleiche mittlere Kopfumfang von 56,25 Zentimeter. Ein gleicher mittlerer Kopfumfang von 56 Zentimeter wurde andererseits gefunden in 24 Fällen von 157 Zentimeter Körpergröße, in 68 Fällen von 165 Zentimeter, in 31 Fällen von 175 Zentimeter und 113 Fällen von 184 Zentimeter. Andererseits schwankt der Kopfumfang bei gleicher Körpergröße gelegentlich um nahezu 10 Zentimeter, z. B. bei 164 Zentimeter Körpergröße von 50,75 bis 60,5 Zentimeter ufo. Am wesentlichsten ähnliches ergab sich bei den 300 Freiwilligen; ja, ihr Durchschnittskopfmäß blieb sogar etwas hinter dem übrigen Durchschnitt zurück. Darnach mußte auch die Frage, ob wirklich Verweise mit hoher geistiger Leistung im allgemeinen ein höheres Gehirngewicht und damit auch einen größeren Kopfumfang bedingen sollen, wie dies Buischau a. B. annimmt, v e r n e i n t werden.

Auch die Untersuchung über das Verhältnis des Kopfumfanges und der intellektuellen Entwicklung bei den 935 Soldaten ergab eine Stütze dieser Ablehnung eines Zusammenhanges. Zwar zeigt sich dort eine Abnahme der schwach begabten Individuen von 26 Prozent bei 53 Zentimeter Kopfumfang, auf 4 Prozent bei 59 Zentimeter und eine Zunahme der sehr gut begabten von 10 Prozent bei 53, auf 27 Prozent bei 59 Zentimeter Kopfumfang. Aber der Prozentsatz der durchschnittlich Begabten zeigt bei allen Abstufungen des Kopfmäßes von 53—59 Zentimeter keine auffälligen Schwankungen. Ein Mann mit 50½ Zentimeter Kopfumfang zeigte noch durchaus normale Fähigkeiten, während Individuen mit größten Kopfmäßes von 59—60 Zentimeter schlechte Befähigung aufwiesen. Auch die Untersuchung an Schülern von 9—14 Jahren harmoniert mit diesen Ergebnissen.

Schließlich wurden auch noch die Hirngewichte von 207 Militärpersonen von einer Körpergröße von 156—190 Zentimeter berücksichtigt. Auch dabei mangelte es an einer stetigen Zunahme des Hirngewichts entsprechend der Zunahme der Körpergröße und bei gleicher Körpergröße fanden sich ganz außerordentliche Unterschiede der Hirngewichte von 500 bis 600 Gramm sogar. Auffallend groß war außerdem die Zahl der Fälle mit erheblich hohen Hirngewichten. In 27 Fällen war ein Hirngewicht von 1600, in 3 ein solches von 1700 Gramm vorhanden. Da es sich nur um Kaufleute handelte, nicht um hervorragende Genies, so wird durch diesen Befund die Auffassung, als ob höheres Hirngewicht und hoher Intellekt mit einander parallel ging, stark erschüttert.

Statistisches.

In welchem Alter liest man am meisten? Diese Frage hat die öffentliche Bibliothek von Cambridge durch seine sorgfältig aufgestellte Statistik zu beantworten versucht. Das Ergebnis ist folgendes: Die 14jährigen Leser lesen im Durchschnitt 43 Bände jährlich. Mit 20 Jahren lesen sie jährlich 59 Bände. Mit 30 Jahren erreicht das Lesebedürfnis den Höhepunkt; die Benutzer der Bibliothek in diesem Alter bringen es auf die stattliche Zahl von 174 Bänden. In späteren Jahren gehen die Zahlen schnell wieder zurück. Bei fünfzigjährigen ist die Durchschnittszahl nur noch 27 Bände, bei Sechzigjährigen 15 und bei den im höheren Alter Stehenden nur noch 14 Bände pro Jahr.

Bald wird es besser gehn!

(Nach dem Englischen des Gerald Masses.)

„Es ist alles falsch, ihr altes Recht, Das modert ein Jahrtausend schon; Der großen Menge geht es schlecht, Und ihre Stimmung gibt den Ton. Man war gewohnt, zu führen uns, Und ratlos uns zu sehn — Doch nun, Gottlob, wir rühren uns: Bald wird es besser gehn!“

Die Erde trägt nicht Blumen bloß. Auch Unkraut wuchert und gedeiht; Uns blüht selbst in des Glends Schoß Die Rosen süßer Seligkeit. Und Gram und Jörn bewegen uns, Wenn wir sie leiden sehn — Doch nun, Gottlob, wir regen uns: Bald wird es besser gehn!

Laßt nicht mit feuchtem Aug' zurück Uns nach den toten Helden schaun; Die Zukunft suche unser Blick. Ihr wollen wir uns anvertraum! Der Freiheit Stern soll führen uns, Den wir dort leuchten sehn; Denn nun, Gottlob, wir rühren uns — Bald wird es besser gehn!

Andreas Schen.

Goldene zehn Gebote für Schüler.

Der Professor für Pädagogik an der Berliner Universität, Geheimrat Dr. Wilhelm Müllin, veröffentlicht in der Monatschrift für höhere Schulen die folgenden, für Schüler bestimmten zehn Gebote:

1. Die Schule ist ein kleiner Staat; sei ein guter Bürger in diesem deinem Staate, damit du ein rechter Mann werdest für dein Vaterland.
2. Gedulde, daß du ein großes Erbe antreten sollst, und sei dankbar all den Edlen, die es dir übermacht haben, all den großen Menschen, die mit ihres Lebens Arbeit Unvergänglichliches auch für dich geschaffen haben.
3. Verne im Kleinen treu sein, damit du es dereinst im Großen sein kannst; lerne äußere Ordnung, die dir hilft zur inneren Lichthelligkeit.
4. Strebe nach Gerechtigkeit; finde dich nicht äußerlich ab mit deinen Pflichten und sei nicht mit äußerem Erfolg zufrieden; lerne nicht andern zu Diensten, sondern denke an dich selbst und was du wert sein möchtest.
5. Du sollst nicht lügen, weder wie die Sklaven, die keinen Mut zur Wahrheit haben, noch wie die Heuchler, die sich emporwinden wollen, noch wie die Wortschwinder, die Geborgtes für eigen ausgeben. Auch sollst du nicht zweigüngig sein, nicht dich fromm geben vor deinen Eltern und frech vor Lehrern und Kameraden.
6. Sei ein guter Kamerad unter deinesgleichen, zuverlässig und treu; aber laß keinen Kameraden, der schlechter ist, über dich Herrschaft gewinnen. Suche nicht aus Ehrgeiz andere im Lernen zu überholen; aber gib acht, daß du deinen Mann siehst, wie deine Kraft es von dir fordert.
7. Mißbrauche deine Stärke nicht gegen die Schwachen und sei nicht hochmütig gegen die Geringeren; wisse, daß man schon in jungen Jahren ein großes Herz beweisen kann.
8. Sieh zu, daß du tüchtig werdest auch in allerlei Jugendspielen und fröhlich bleibst durch die ganze Jugendzeit; liebe die Natur mit all ihren Geschöpfen und laß keine Studienarbeit dir die Freude daran nehmen.
9. Werde nicht verzagt oder störrig, wenn du dich vergingst und Strafe leiden mußt; lang fröhlich wieder an und du kannst rasch alle Spuren des Vergangenen tilgen. Laß dich nicht vom Mißtrauen ansetzen und glaube nichts Böses von deinen Lehrern, weil sie dir Unbequemes zumuten.
10. Treibe etwas Gutes freiwillig neben deiner Pflichtarbeit, damit du auch später zu den Männern gehörst, die sich selbst Ziele setzen, und nicht zu den Halbklaven, die nur Aufgelegtes verrichten. —

Humoristisches.

Eine Sachverständige. Hausfrau (zum jungen Arzt, der soeben seine Praxis eröffnet hat): „Sag'n S' mir nur, Herr Doktor können Sie denn gar nichts Lateinisch?“

Der junge Doktor: „Warum meinen Sie das?“

Hausfrau: „Ja, ichanen S', neulich haben S' der Frau Käthin kein Rezept vertrieben, der Schneiderin daneben auch nichts, unserer Hausmeisterin wieder nichts... Nehmen S' mir's nicht übel, Herr Doktor — aber so gehi's nicht!“ (Zieh. Blätter.)

Im Kunstfeier. Theaterischwärmer: „Ich bin noch ganz hin! Gnädige haben gestern die Molde so wundervoll geungen...“

Sängerin: „Ach, um die Molde bollenbet zu geben, muß man eigentlich jung und schön sein.“

Schwärmer: „Im Gegenteil — man muß genau so aussehen wie Sie!“

Freundesrat. „Sag', wie ist's mit deiner Braut? Gefällt sie dir noch immer?“ — „Gewiß! Aber das Mädel ist so schlichtern. Denk' dir, sie will mich nicht duzen.“ — „Na, dann laß' sie doch sitzen!“

Gemütvoll. Gräfin: „Aber Herr General sollten jetzt doch auch heiraten!“ — General: „Warum denn, Frau Gräfin?“ — Gräfin: „Ach Gott, — es wäre doch Sünd' und Schand' um die schöne Generalis-Witwen-Pension.“

Ueberflüssig. A.: „Ich werde einem Mäßigkeitsverein beitreten.“ — B.: „Das ist überflüssig, wo du dich ja ohnehin nächsten Monat beibratest.“

Verlag des „Volksfreund“, G. e. f. U. G., Karlsruhe i. W.

Neuzeitliches intonierte, quollen doch immer und immer wieder die Worte der Autoritäten Arbeitserleichterung aus seinem Munde.

„Das ist schlimm“, erklärte der Arzt. „Dagegen müssen wir eine Diätetik anwenden oder Sie stehen innerhalb drei Tagen auf den Barrikaden. Vor allen Dingen müssen Sie aus dieser Schredenslammer in bagillente Luft. Fahren Sie nach der Landtaverne, quartieren Sie sich dort 14 Tage ein, beten Sie jeden Morgen für die Altendburgische Staatsregierung und lesen Sie ohne aufzuhören von 9-12 und von 2-8 Uhr die Kreuzzeitung. Lassen Sie sich gleich mehrere Jahrgänge kommen, wenn Sie nach dem ersten noch keine Besserung verspüren, so wenden Sie den zweiten und nötigenfalls auch den dritten an. Lassen Sie sich nicht durch eine aufsteigende Inflation zum Brechen beirren — je mehr Wägen Sie von sich geben, je besser! Außerdem tragen Sie vom Morgen bis zum Abend einen Schirmhaube und hängen über ihrem Lager eine Photographie des Kaiserlichen Bülow auf. Wenn Sie dann nach alle Stunden ein Stück deutsche Reichsnotgeld genießen und abends sämtliche patriotische Lieder des Kommerzbuches abhören, so denke ich, werden wir den Anfall begünstigen.“

Wir können glücklicherweise vermeiden, daß unser Student nach vierzehntägigem Gebrauch seiner Kur vollständig genesen ist. Am fünften Tage zeigten sich die ersten Anzeichen der Besserung, denn er konnte an diesem Tage bereits wieder das Wort „Patriotismus“ aussprechen. Am achten Tage vernahm er bereits Suppe à la reine zu genießen, am zehnten verbrannte er sein rotes Taschentuch und am vierzehnten nahm er an einer nächtlichen Demonstration seiner Kommilitonen gegen eine unheimlich rote brennende Straßenlaterne teil, die nach hartnäckiger Belagerung und unter Aufwand von vielen kleinen Schweißbännen am glücklich ausgelöscht wurde. Nur das Wort Kolleg kann er noch nicht aussprechen — sonst ist er wieder völlig auf dem Wege!

Wie gut er aber getan, dem Räte des Arztes zu folgen und seine Ruhe unberührt zu verlassen, das erwies sich aus den weiteren Ereignissen. Noch am selben Tage zeigten sich an den Händen des infizierten Zimmers die ersten Spuren der entzündlichen Krankheit. Die Tapete bekam rote Flecke, die sich nicht abwischen ließen wollten, dann ward sie rissig und fiel nach wenigen Stunden in Fetzen von der Wand herab. Das Klavier intonierte drei Tage lang in wohl-abgemessenen Zwischenräumen die ersten Töne des Hederliedes, am Abend des dritten Tages sprangen in schaurigen Intervallen die Saiten und am nächsten Tage fielen die Tasten aus. Der Rosaengel an der Decke bekam ein grünliches Gesicht, die Dielen marxierten erschreckt, die Decke erzitterte und dem Konarienvogel im Bauer sträubten sich die Federn. Am schlimmsten erging es jedoch den Klebungskleber, die in Schränken hingen oder auf den Stühlen umherlagen. In einer einzigen Sekunde plagten wie durch Zauberzauber sämtliche Käse, während die Knöpfe im selben Augenblicke zu Boden prasselten, wie Wepfel, die jemand vom Baum stüßte. Den Winterüberzieher Theophs zog es ordentlich krumm, er schlug wie rasend mit den Fingern um sich und verbreitete einen infernalischen Geruch. Alle Desinfektionsmittel haben bisher als unzureichend erwiesen — es wird wohl nichts übrig bleiben, als dieses Haus des Schredens abzureißen und von Grund aus neu aufzubauen.

Oder sollte es nicht helfen, wenn man alle gegen den Parteilager erschienenen Artikel der nationalen und konservativen Blätter sammelte, daraus in dem infizierten Zimmer einen Scheiterhaufen bildete, denselben anzündete und auf diese Weise das Zimmer ausräucherte? Der Versuch wäre wenigstens zu machen!

Warum müssen wir sterben?

Auch wenn es keine Krankheiten gäbe, denen bekanntlich die meisten Menschenleben zum Opfer fallen, auch wenn weiterhin keine andern Katastrophen (Unfälle und dergleichen) dem menschlichen Leben ein Ende bereiten, so müßten wir doch einmal unser Leben beschließen, wir würden an „Alterschwäche“, d. i. eines „natürlichen“ Todes sterben. Der Tod folgt eben dem Leben, wie die Frucht der Blüte; er gehört zum Wesen des Lebens.

Wenn wir vom Tode sprechen, so denken wir dabei stets an einen mehr oder weniger plötzlichen Uebergang vom Leben zur „Ruhe“; das Sterben ist für uns etwas katastrophenhaftes und zwar deswegen, weil nach unserer Beobachtung die meisten Leben in dieser Weise enden. Eine Katastrophe, ein plötzlich eintretender Zustand ist nun der natürliche Tod keineswegs; er ist vielmehr ein ganz allmählicher Uebergang vom Leben zur „Ruhe“, ein allmähliches „Sterben“, das mit beginnendem „Greisenalter“ einsetzt und sich auf Jahrzehnte erstreckt. Die körperlichen und geistigen „Kräfte“ beginnen abzunehmen und werden immer weniger; die Bewegungen werden langsamer, der Körper wird steifer, die Organe funktionieren immer träger und schwächer, bis allmählich der Zustand der definitiven Ruhe, der „Tod“, eintritt. Bei diesem Sterben gibt es keinen Todeskampf; ruhig gleitet das Leben in den Zustand der Ruhe hinüber.

In Wirklichkeit wird nun dieses Ziel niemals ganz von einem Menschen erreicht, selbst wenn er noch so „alt“ wird; auch dem schwachen Leben des Greises bereiten noch kleine Ursachen (Krankheiten, Unfälle und dergleichen) ein mehr oder weniger katastrophenhaftes Ende. Den Beal-tod zu sterben ist wohl noch keinem „Sterblichen“ zuteil geworden.

Warum aber muß der Tod dem Leben folgen, warum sind wir „sterblich“?

Der Mensch, wie jedes Wirbeltier, geht unfehlbar allmählich zur Grunde an seinem Skelett. Das ist die Antwort, die uns der Arzt und Biologe Dr. E. Koenig auf diese Frage gibt in seinem soeben erschienenen Buche: Das Leben, sein Ursprung und seine Entwicklung auf der Erde. Das Skelett, das uns heute sowohl für unser Leben überhaupt als auch für unser Dasein als Mensch, für unsere Bewegungen u. a. so unentbehrlich ist, es hat auch seinen Nachteil, indem es das Menetekel für uns in sich birgt.

Koenig stellt nämlich die Hypothese auf, daß alle Tiere früher, also auch die Vorfahren des Menschen, ein äußeres Skelett besaßen, „gepanzert“ bzw. mit „Schalen“ umgeben gewesen seien — was durch die Ergebnisse der paläontologischen Forschung eher bestätigt als widerlegt wird — und daß dies äußere Skelett bei vielen Tierarten, speziell den größeren, allmählich mehr oder weniger ganz von einem inneren Skelett abgelöst

wurde. Das innere Skelett verkörpert nach Koenig all die Stellen im Körper, die im Laufe der Entwicklung der Art unter einen besonderen permanenten Druck gelangten und die infolgedessen mit im Wute freilebenden gelösten mineralischen Substanzen (Salzen u. dergl.) durchsetzt wurden. In diesen Stellen kristallisierten die mit dem Stoffwechsel eingeschleppten und gelösten Salze immer mehr aus, anstatt in der Haut, wo sie früher eine „Schale“, einen Panzer gebildet hatten. Aus den Schalen- und Panzertieren wurden Tiere mit innerem Skelett. Durch die „Vererbung“ sind die betreffenden Stellen im Innern des tierischen Körpers, die im Laufe der Entwicklung der Art unter einen besonderen permanenten Druck zu stehen kamen, beim Einzeltier von Anfang an verdichtet (festes Bindegewebe, Knorpel), so daß beim sich entwickelnden Embryo die Kristallisation der gelösten Salze („Verknochnung“) an diesen Stellen sofort und intensiv vor sich geht. Wozu die Art bei ihrer Entwicklung Jahrtausende gebraucht hat, das vollzieht sich bei der Entwicklung des Einzelwesens in wenigen Jahren.

Diese „Verknochnung“ ist in unserem Körper ein ununterbrochener Vorgang, er schreitet von Anbeginn des Lebens unaufhaltbar fort. Die Kristallisation beruht aber auf einem spezifischen Zusammenziehungs-befehle. Es wirkt demnach in unserem Körper unausgesetzt eine spezifische Zusammenziehungskraft, die der Kraft des Wachstums, die auf einem spezifischen Ausdehnungsbestreben beruht, direkt entgegenwirkt.

So lange nun der Körper wächst, sich ausdehnt, ist die spezifische Zusammenziehungskraft in ihrer Wirkung für uns verborgen, sie macht sich für unsere Beobachtung nicht bemerkbar. Sobald aber der Körper ausgewachsen ist und er über sein individuelles Maß hinauswächst, d. h. sich fort-pflanzt, kommt die bei diesem modifizierten Wachstum neu erfindende Kraft nicht mehr unserem Körper, sondern den „Keimen“ zugute. Die Ausdehnungskraft in unserem Körper wächst also nicht mehr; wohl aber schreitet die Verknochnung in ihm ruhig weiter, und bald kommt eine Zeit, da die durch sie bedingte Zusammenziehungskraft die im Körper vorhandene Ausdehnungskraft in ihrer Intensität überwiegt; es beginnt für den Körper die Periode der Zusammenziehung, deren erste Folge darin besteht, daß die „Fortpflanzungsfähigkeit“ aufhört, weil sie ja als modifiziertes Wachstum auf dem Ausdehnungsbestreben des Körpers beruht. War der Körper während seiner Ausdehnungsperiode gewachsen, hatte er sich fortgepflanzt, so beginnt jetzt der entgegengelegte Vorgang im Körper, der Schwund, die „Rückbildung“ setzt ein. Die Masse des Körpers wird weniger, die Haut infolge dessen faltig und runzlig; die Kräfte geben zurück, und die Elastizität und die Empfindungsfähigkeit werden immer geringer; das Gefühl stumpft sich ab, die Organe funktionieren immer träger, während die Ablagerung der mineralischen Stoffe in den Knochen ruhig weiter geht. Somit wird das Leben in unserem Körper immer schwächer, wir sterben allmählich ab, bis bald die wichtigsten Funktionen, das Atmen und der Herzschlag, definitiv erlahmen und wir so zur „ewigen Ruhe“ übergegangen sind.

Das Leben vollzieht sich also in einer auf- und absteigenden Linie, und nicht mit Unrecht hat man diese Bewegung mit dem Auf- und Absteigen auf einer Leiter verglichen. Der Höhepunkt, das „Maximum“, ist bei dem Manne weniger stark ausgeprägt, bei der Frau aber ist es scharf gezeichnet, nämlich durch die „Wechseljahre“.

Nur dem alles beherrschenden Menschen ist es einigermaßen vergönnt, sich in dieser Weise „auszuleben“, nicht aber den andern Geschöpfen da draußen in der „Wildnis“. Hier ist der Kampf um die Existenz so hart und schwer, daß Tiere, die nicht im Vollbesitz ihrer Kräfte sind, alsbald erliegen. Beginnt hier die Periode der Zusammenziehung, das „Altern“, und fangen die Kräfte an abzunehmen, so acht das Tier im harten Kampfe alsbald unter, sei es, daß es in der Konkurrenz um die Nahrung nicht mehr mithinkommt, oder sei es, daß es seinen Feinden unterliegt, deren jedes Bewesen gar viele hat. In der Wildnis umherwehen bereits die Geier das frische, schwache oder ver wundete Tier in der sichern Gewißheit, daß es nicht mehr imstande ist, sich am Leben zu erhalten. Da draußen in der „Wildnis“ finden wir auch keine minderwertigen Exemplare, keine Krüppel, keine wohlgenährten, behäbigen oder altersschwachen Tiere, hier gibt es nur ausgewählte, nur Prachtexemplare.

Nur solchen Tieren, über die der Mensch seine schützende Hand hält, den „Haus-tieren“ und dergl., kann es vergönnt sein, sich noch einigermaßen auszuleben; beginnen sie aber dem Menschen zur Last zu werden, so entledigt er sich ihrer alsbald, sei es, daß er sie verzehrt oder sie sonst „verwertet“.

Schutzmittel der Pflanzen gegen Welterung.

In welcher wunderbarer Weise zahlreiche Pflanzen sich den Unbilden der Witterung anzupassen verstehen, zeigt die folgende interessante Schilderung, die wir der 4. Lieferung des großangelegten, ein Seitenstück zu Brehms „Tierleben“ darstellenden Werkes von R. S. France „Das Leben der Pflanze“ entnehmen, dessen 1. Abteilung: „Das Pflanzenleben Deutschlands“ in 20 Lieferungen à 1 Mk. im Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart, zu erscheinen begonnen hat:

Viele Pflanzen entschließen sich unter dem Einfluß anbauender Regens zu schützenden Blattbewegungen, die ihnen Nutzen bringen. Dies gilt namentlich von den Farnen, bei denen unter drei- bis vierzähliger anhaltender Traufe sowohl die in der Entwicklung begriffenen, als auch die ausgewachsenen Blätter ihre Lage vollständig ändern. Von den drei Blättern, die bei ihnen stets zusammenstehen, senkt sich alsbald das mittlere Endblatt abwärts, während die beiden Seitenblätter sich so stellen, daß sie dem Regen die schmale Seite darbieten. Andere Blätter (so bei Begonien), auch die Sprosse der zierlichen Selaginellen schütten sich vor anbauendem Regen in der Weise, die auch als Verbundungsschutzmittel von den Pflanzen angewendet wird; sie rollen sich nämlich spiralförmig ein. Kurz, es fehlt nicht an einer Reihe zweckmäßiger Einrichtungen, um die Gefahren zu vielen Regens abzuwehren.

Da mag es denn auch nicht wundernehmen, daß die Blüten gleichfalls mit den Schädigungen rechnen, denen sie durch zu viel Nässe ausgesetzt sind. Es schien bisher, als ob die Blüten nicht teilnahmen an der tauendischen Sorge des Lebens, daß sie unberührt von den Qualen des Sonnenbrands, der Kälte, der Dunkelheit oder des grellen Lichts, verschont von den gewöhnlichen Leiden des täglichen Lebens, als verdorbene und privilegierte Aristokraten ein glückliches Leben führten als die „Arbeiterfrage“ der Blätter.

Da ihr Lebenszweck nur auf eine Funktion zusammengebrängt ist, auf die Fortpflanzung, so ist es auch begreiflich, weshalb sie ein Sonderdasein führen, das sie auch äußerlich unabhängig macht von den Anpassungen, mit denen die vegetativen Teile des Körpers ihre Existenz erlangen müssen. Studieren wir ihre Gestaltung und Lebensweise näher, so finden diese Vermutungen ihre Bestätigung. Die Blüte ist ein vollkommener Egoist, sie läßt sich vollständig von den Blättern und Wurzeln erhalten und tut ihnen nichts zuleide. Bequemt sie sich zu irgend welcher Leistung, so geschieht es stets nur in eigenen Interesse. Aber es ist das doch nur der Egoismus der Mutterkraft, nämlich der zu den höchsten Duftern bereite Altruismus, den wir kennen. Die Blüte als Mutter nicht alles zugunsten der Nachkommenkraft aus, deren Gefäß sie ist. Diese Sorge um die Zukunft erfüllt ihr Leben; ihr zuleide macht sie nicht minder wunderbare Wandlungen und Umgestaltungen durch als die übrigen Pflanzenteile.

So scheint ihr Bedürfnis, die inneren Teile vor dem Regen zu schützen, einen guten Teil ihrer Formenmannigfaltigkeit zu erklären. Dies klarlegt und an den reizendsten Beispielen überzeugend bewiesen zu haben, ist das Verdienst Kerner's, dem wir bei unsern Ausführungen auch gerne folgen wollen.

Der Regen ist nämlich für die Blumen das schrecklichste Elementarereignis, das sie treffen kann, denn er verdirbt ihnen den Vorrat an der köstlichen Befruchtungssubstanz, der in jeder Blüte aufgehäuft ist, nämlich den Blütenstaub. Ohne ihn, den Überträger der väterlichen Eigenschaften, ist die Fortpflanzung unmöglich. Dieser Blütenstaub aber ist ein gar empfindliches Ding. Das Körnchen lebender Substanz, das in jedes Blütenstaubkörnchen eingeschlossen ist, kann es gar nicht erwarten, in Aktion zu treten. Nur ein wenig Feuchtigkeit, schon ein winziges Wassertröpfchen genügt ihm, seine Hülle zu zerpernen und herborzuquellen, um neues Leben zu erzeugen. Aber am unrichtigen Ort geht es nur zu bald flüchtig und wechlos zugrunde.

Deshalb scheuen die Blüten keine Anstrengung, um den Vollen vor Nebel, vor Morgentau oder gar vor Regen zu schützen. Sehr gelegen kommt es ihnen, daß die Staubbeutel, die kleinen Schreine des kostbaren Kulturs, vielfach schon recht geschützt angebracht sind. Ein Ausfluß in die blühenden Wiesen am Waldestrand, bei dem wir uns mit dem Studium dieser Einrichtungen vergnügen wollen, wird uns unergötzlich bleiben. Der Weg führt uns an dem Saume des Waldes vorüber, wo sich auf dem Hochhumus ein paar Büschel Heidekraut breit machen. Ihre Blütenkelche hängen herab. Jetzt wissen wir, warum. Das ist die einfachste Art, den Vollen vor Regen zu schützen. Man deckt ihn mit einer Glode zu. So machen es auch die Glockenblumen, der Fingerhut, die ganze Schar der kleinen gelben Bönenmäuler, die ihr Schnäbelchen wohlweislich nur nach unten zu aufspannen, und noch eine ganze Anzahl Waldkinder, die ich nur deshalb nicht nenne, weil ich gerne möchte, daß die Freunde meines Buches sie selbst aufsuchen und sich daraufhin anheben. Haben sie gut acht, so werden sie bald gemahnt, daß sich hinter dieser einfachen Sache ein Raffinement verbirgt, das uns erblenden könnte. Am häufigsten sieht man es im Vorfrühling an den Vorboten der Blütenkönigin, die jeder kennt, weil man nach der langen Winternacht sich jedes Weidenkätzchens mit Nahrung erfreut und jedes Windröschen oder Schneeglöckchen mit einem Jubelruf begrüßt. Die Blüten der Primeln, des Schneeglöckchens, des Lungen-trauts, des Fingerhuts und noch vieler anderer bliden als Knospen gar festlich gen Himmel. Somit sie aber heranzureifen zu hoher Reife, senken sie demüthig das Köpfchen immer tiefer, und am Hochzeitstag, wenn sie voll erblüht sind, sind sie auch bedauernde Bräute und bliden leucht zu Boden. Die poetische Gebärde hat aber einen prosaischen Hintergrund: es würde ihnen nämlich sonst in das offene Mäulchen hineinregnen, darum halten sie es zur Blütezeit abwärts.

Macht uns das schon Gedanken, so ist des Staumens kein Ende, wenn wir nun die Wiele betreten, vielleicht gerade dann, wenn ein Sommergewitter sich mit der Wucht warmer, dicker Wolken zurechttrüftet und schon die ersten Tropfen fallen. Da sehen wir, daß mit den meisten Blümlingen eine große Veränderung vor sich gegangen ist. Das Rosenbüschchen, das sonst den grünen Saum mit weißen Sternen bestreut, läßt die zarten Köpfe traurig hängen, ebenso die Stabiosen oder viele der giftigen, weißen Blütenolden, auch die violette und rosa brennenden Storchschnäbel. Andere wieder haben ihre Blüten so richtig geschlossen; die matten Sterne der Bogelmilch falten ihre ledigen Enden zusammen; diejenige Glockenblume, die es verschmähen, sich zu bücken, lassen ihre Glöckchen einschrumpfen, damit es sich schützend über die Staubgefäße breite.

Alle diese heimlichen Maßnahmen wären unverständlich, wenn wir ihnen nicht einen gewissen Zweck zuschreiben könnten, und der ist in allen diesen Fällen unverkennbar der Schutz des Blütenstaubes.

Kant und die Sternbewohner.

In seinem Buche über Die Sternwelten und ihre Bewohner hat Prof. Dr. Joseph Bölle von der Universität Breslau (Verlag von J. R. Neumann, Neudamm) alles zusammengetragen, was Denker und Forscher aller Zeiten und Völker zu der Frage ergründet haben, ob auch andere Weltkörper gleich unserer Erde bewohnbar seien. In diesem Buche nun ist auch Kant's, des Königsberger Philosophen, Urteil angeführt. Es lautet:

„Ich bin der Meinung, daß es eben nicht notwendig sei, zu behaupten, alle Planeten müßten bewohnt sein, ob es gleich eine Ungewissheit wäre, dies in der Meinung aller, oder auch nur der meisten, zu leugnen. . . Die meisten unter

den Planeten sind gewiß bewohnt, und die es nicht sind, werden es dereinst werden. Der Stoff, woraus die Einbewohner der verschiedenen Planeten, ja sogar die Tiere und Gewächse auf denselben, gebildet sind, muß von desto leidlicher und feinerer Art und die Elastizität der Planeten samt der vortheilhaften Anlage ihres Baues desto vollkommener sein nach dem Maße, als sie von der Sonne ab-sichern. . . Wir haben eine Vergleichung zwischen der Beschaffenheit der Materie, womit die brennlichen Weltkörper auf den Planeten wesentlich vereinigt sind, ausgemacht, und es läßt sich danach auch leichtlich erachten, daß diese Verhältnisse eine Folge auch in Ansehen ihrer geistigen Fähigkeiten nach sich ziehen. Wenn demnach diese geistigen Fähigkeiten eine notwendige Abhängigkeit von dem Stoffe der Maschine haben, welche sie bewohnen, so werden wir mit mehr als wahrscheinlicher Vermutung schließen können: daß die Trefflichkeit der denkenden Naturen, die Hurligkeit ihrer Vorstellungen, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerlichen Eindruck bekommen, samt dem Vermögen, sie zusammenzusetzen, endlich auch die Lebhaftigkeit in der wirklichen Ausübung, kurz der ganze Umfang ihrer Vollkommenheit unter einer gewissen Regel stehen, nach welcher dieselben, nach dem Verhältnis des Abstandes ihrer Wohnplätze von der Sonne, immer trefflicher und vollkommener werden. . .“

Die heutige Physik und Astronomie haben Kant's Ansicht bisher weder widerlegen noch rechtfertigen können. Th.

Altruismus bei den Vögeln.

In der „Natur“ (Naturwissenschaftliche Wochenschrift) bringt H. Gernig, Dresden, einige sehr hübsche Zeugnisse für seine Behauptung herbei, daß bei den Tieren, und namentlich den Vögeln durchaus ein reiches Seelenleben ausgebildet sei, das mit dem bequemem, aber vielfach falsch angewandten Begriffe „Instinkt“ nicht das mindeste gemein habe.

Am anmutigsten, so führt der Verfasser aus, tritt uns das Seelenleben der Vögel in der Adoption fremder Sprößlinge und in der Hilfsbereitschaft gegen schwebelnde Genossen entgegen. Bekannt ist ja die Episode des Kuckuckes, das von den wider Willen damit beglückten Pflügelgenossen mit geradezu raunen-werter Aufopferung bebrütet wird, und nach dem Austritt des jungen Kuckucks-fakt ist die Sorge um dessen Wohlergehen dann gleich groß wie für die eigenen Kinder. Der Einwand, daß der Vogel das fremde Ei nicht erkenne, ist hin-fällig, denn vielfache Erfahrungen haben gelehrt, daß er sehr wohl die eigenen Eier von fremden zu unterscheiden weiß. Sogar Eier der eigenen Art, die ihm ir's Nest gelegt worden sind, erkennt er, denn durchaus nicht immer läßt sich das Weibchen herbei, die untergeordneten Eier zu bebrüten, vielmehr wirkt es ent-rüstet den Eindringling unter Wehklagen des Männchens einfach über Bord oder läßt gar die eigenen Eier im Stich. Die Charaktere sind eben auch unter diesen kleinen Geschöpfchen verschieden, und nicht alle fühlen den Beruf zu Samaritanen in sich. Th.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Baganinis Nachlaß. Der berühmte Geigenkönig hat bei seinem Tode nicht nur ein sehr beträchtliches Vermögen hinterlassen, sondern auch vielerlei Gegenstände, wie Instrumente und Musikalien, die zum Teil einen außerordentlichen Wert besitzen. Von diesem Nachlaß haben aber bisher nur wenige Menschen Kenntnis gehabt, da die drei Barone Baganini, die jetzigen Besitzer des Nachlasses, diesen auf ihrem bei Parma gelegenen Schloß verwahrt. In den wertvollsten Stücken der Sammlung gehören die Manuskripte von Volpiti, vom Serenatto und von den drei Violinkonzerten, sowie verschiedene bisher noch unedirierte Kompositionen Baganinis. U. a. ist in der Sammlung auch ein in einem Goldreifen befindliches Glasbechlein, das Baganini anlässlich seines Pariser Aufenthalts von der Kaiserin Maria Luise erhielt, und in dem sich Gaare der Kaiserin, Napoleons und seines Sohnes, des Herzogs von Neuchâtel, befinden. Diese bisher im Verborgenen gehaltenen Kuriositätenammlung soll nunmehr durch den Konzertdirektor Duxell im nächsten Frühjahr in London zur Versteigerung kommen. Die Familie Baganinis will die Sammlung aber nur als Ganzes hergeben und verlangt mindestens einen Preis von 250 000 Franks. — Ob sie ihn erhalten wird?

Das Rechnen mit der Unendlichkeit. Schon der Schüler der höheren Klassen lernt, daß der Begriff der Unendlichkeit, durch ein bestimmtes Zeichen versehen, in der Mathematik benutzt wird, um gewisse Aufgaben zu lösen. Aber nicht alles, was in der Schule gelernt wird, mit einer pflichtmäßigen Gleichgültigkeit entgegenzunehmen, muß wohl einen gewissen Reizwert oder wenigstens eine große Verwunderung empfinden, wenn er zum erstenmal erfährt, daß die menschliche Wissenschaft die Kühnheit besitzt, die Unendlichkeit als einen Begriff zu betrachten, mit dem sich überhaupt rechnen ließe. Es ist wohl auch ganz sicher, bemerkt sogar eine große Fachzeitung für Physik und Technik wie der Engländer, daß nur Wenige, die vielleicht täglich Gebrauch von derartigen Rechnungen machen, zu erklären vermöchten, was sie eigentlich unter dieser ungreiflichen Größe verstehen. Unsere Anschauungen über Zeit und Raum sind unabweislich auf gewisse Grenzen des menschlichen Fassungsvermögens gebunden, obgleich wir die Ueberzeugung haben, daß Zeit und Raum an sich unendlich sein müssen.

Eine feste Definition kann von der Unendlichkeit nicht gegeben werden, und doch ist sie oft eine nützliche Brücke, die über sonst unüberwindliche Klüfte überwunden werden können. Was für eine ungeheure Wichtigkeit die Einführung des Begriffs der Unendlichkeit für die Mathematik gehabt hat und dauernd besitzt, kann am besten an der Tatsache herausgesehen werden, welche Bedeutung die Rechnung mit unendlich kleinen Werten für die Förderung der Mathematik gehabt hat. Sie hat dazu geführt, Probleme zu lösen, die eigentlich an der Schwelle der höheren Mathematik stehen und der Menschheit ganz unerkennbare Dienste geleistet haben. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß die Differential- und Integralrechnung, die Theorie der Wechselströme oder die wunderbare Genauigkeit mit der Astronomen ihre Aufgaben innerhalb der Unendlichkeit von Raum und Zeit in schier unbegreiflicher Weise gelöst haben, ohne die Unend-